

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Sabine Friedrich

Epilog mit Enten

Roman

dtv

Von Sabine Friedrich
sind bei dtv außerdem erschienen:
Puppenhaus (20936)
Immerwahr (21488 und 25379)
Familiensilber (21538)
Wer wir sind (28003)
Wer wir sind. Werkstattbericht (21403)



Originalausgabe 2016
© 2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, Garbsen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung von Fotos von
Arcangel Images und gettyimages
© Ente von Alena Vaida
Satz: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28087-7

TEIL I

Epilog

Einen Tag nach deinem Tod ist heute Morgen eine Ente im Garten gelandet. Es war ein weibliches Tier, eine dieser braunen Enten, die es überall gibt, halb wild und halb zahm – wild insofern, als sie keinem gehören, zahm, weil sie Menschen nicht nur nicht fürchten, sondern in ihrer Nähe leben, ihre Nähe suchen, oft genug an ihrer Nähe zugrunde gehen, wenn nämlich das Überangebot an altem Brot und anderen gebackenen Abfällen zu einer unnatürlichen Ballung von Enten in stillen oder fließenden Gewässern führt, sodass natürliche Grenzen nicht mehr eingehalten, die Paarbildungen nicht respektiert und weibliche Enten zu Tode vergewaltigt werden.

Diese Ente aber war allein. Ich war ein wenig erstaunt, dass es eine weibliche war. In der Nähe des Hauses, in dem ich mit meinem Mann lebe, fließt ein Bächlein an den Bahnschienen entlang, über die ein paarmal am Tag ein langsamer Zug die Schulkinder des Landkreises in die Stadt und wieder zurück bringt, und in diesem Bächlein lebte zwischen allerlei Kräutern und Unkräutern, zwischen alten Chipstüten und großen grauen Steinen ziemlich lange ein Entenpärchen, es kam im Frühjahr und blieb bis zum Sommer nach der Brut. Oder kam es nach der Brut, blieb übers Jahr und flog im Frühjahr zum neuerlichen Brüten fort? Schon weiß ich es nicht mehr.

Aber ich weiß, dass bei der Renovierung und Verbreiterung des Teerwegs, der parallel zu Bächlein und Bahngleisen

verläuft, die weibliche Ente überfahren worden und der Erpel daraufhin fortgezogen ist. Ich habe den Vorgang selbst nicht gesehen (nur das Blut auf der Straße), aber eine Nachbarin hat mir die Sache erzählt.

Damals ebenso wie heute, als die Ente am Tag nach deinem Tod im Garten landete, fiel mir ein, wie ich an einem Sommertag vor achtzehn Jahren auf dem Heimweg in einen Staueriet. Ich war unterwegs von Frogner nach Bygdøy, zu dem Haus, das wir beide, du und ich, damals unser Zuhause nannten, und auf der Brücke, die die Halbinsel mit dem Festland verbindet, hatte ein Fahrzeug eine Ente überrollt. Sie war nicht tot, aber es herrschte Einigkeit, dass sie es angesichts der Lage besser hätte sein sollen. Der Erpel, der bei ihr stand und raue Entenlaute ausstieß, nahm keine Notiz von den Umstehenden, die über ihr weiteres Schicksal berieten. Inzwischen stauten sich die Autos bis zum Drammensveien. Es ging gegen Mittag, und die Leute wollten zum Essen nach Hause, zu Hühnerbrust und Kalbsschnitzel, Schweine- und Rinderbraten, gedünstetem Lachs und gebratenem Dorsch. Aber keiner zeigte Ungeduld, jeder stellte angesichts des Geschehens seinen Hunger zurück. So offenbart sich die Macht einer großen Geschichte.

Ich war natürlich ebenfalls ausgestiegen. Das Kind hatte ich im Auto gelassen. Ich hatte ihm gesagt, ich sei gleich zurück: unserem gemeinsamen weißblonden Töchterchen, damals noch nicht zweijährig, das ich nicht recht in Einklang bringen kann mit der Neunzehnjährigen, die hier in diesem Haus, in dem ich dies schreibe, im Nebenzimmer sitzt und dort ich weiß nicht was tut –

Sing über meinen Knochen!

Aber dieser Satz gehört in eine andere Geschichte. Oder? Er gehört in die Geschichte, die ich eigentlich verfassen wollte, eine Geschichte, die mit mir persönlich gar nichts zu tun

hätte, außer dass ich ihr Autor wäre, was sich von dieser Geschichte hier nicht sagen lässt, die sich selbst erzählt oder genauer gesagt mich erzählt, solange ich, während ich schreibe, immer noch weiterlebe –

Ich jedenfalls, mein achtzehn Jahre jüngeres Ich, verschloss damals das Auto, bevor ich nachsehen ging, was auf der Brücke geschehen war, so, wie ich immer das Auto verschloss, wenn ich mein Kindchen einen Moment allein ließ.

Nie ließ ich den Kinderwagen vor dem kleinen Lebensmittelladen in Bygdøy stehen, wie das andere Mütter taten, nie ließ ich das Kind im Park ohne Aufsicht, immer lebte ich in der Angst, ihr könnte in den Augenblicken meiner Abwesenheit ein Leid geschehen: Der Falke könnte auf die Küken herabstoßen, der Hund könnte das Häslein reißen oder der Wolf –

Was ich sagen möchte, ist dies: Sie wusste nichts vom Unglück der Enten. Ich wollte das verhindern. Sie wusste ja ohnehin schon immer zu viel, spürte Dinge, hatte Ahnungen. Ich glaube fest, dass sie wusste, wir würden uns trennen. Mehr noch, sie wusste, dass sie dich dann verlieren würde, dass du keiner von den lieben, bemühten Besuchsrechtvätern werden würdest, die pünktlich jedes zweite Wochenende vor der Tür ihrer Exfrau stehen und um ihre Kinder betteln, sondern du würdest dich benehmen wie ein Billigangebot im Supermarkt: Wenn weg, dann weg. Einmal von mir getrennt, würdest du dich einen feuchten Dreck um sie scheren, wie du dich seit je im Grunde auch um mich –

Aber so geht es nicht. Wenn die Räder, die uns durch diese Geschichte tragen sollen, in diese Schienen geraten, stürzen wir.

Was ich sagen möchte, ist dies: In dem Winter, bevor wir uns trennten, bevor ich dich verließ, bevor du begonnen hast, sie zu verlassen, wick sie dir keinen Moment mehr von der Seite.

Sie hängt sich an dich: an ihren Vater, sie klammerte sich an diesen Vater, sie war nicht bereit, auch nur einen einzigen kostbaren Moment mit ihm zu verlieren, und an dem Sonntag, als sie und ich ein letztes Mal die königlich-norwegische Versuchsfarm Bygdø Kongsgård besuchten, wo wir so oft den Schäfchen und den Kälbchen und den Pferden zugesehen hatten, saß sie im Nieselregen in ihrem Kinderwagen und weinte. Dabei konnte sie wirklich nicht ahnen, dass dies das letzte Mal war. Ich selbst war mir ja noch nicht im Klaren darüber.

Aber als ich zum Auto zurückkehrte, an dem Tag auf der Brücke nach Bygdøy: Damals wusste sie nichts. Sie wusste nichts vom Verhängnis der Enten. Sondern sie sang, alleine im Auto, wie schon sehr kleine Kinder singen können.

Mamama dadada lalela –

Und also soll nichts widerrufen werden.

Es gibt dieses Kind, und damit erscheint unsere Begegnung zwingend. Die bestimmt vermeidbar gewesen wäre. Sicher hätten wir einander aus dem Weg gehen, einander im letzten Moment noch entkommen können, so wie all die anderen Paare, die zu ihrem Glück keine geworden sind: Sie betritt das Zimmer, das er soeben verlässt. Er sieht sie vom Riesenrad, wie sie Zuckerwatte kauft und in der Menge verschwindet. Sie nimmt an der Rezeption den Pass seiner Begleiterin entgegen. Er stirbt beim Versuch, sie aus dem Feuer zu retten, mit ihnen beiden geht die Titanic unter, sie zielt mit einem alten Armeerevolver auf seinen Kopf –

Und warst das wirklich jedes Mal du? Auch der im Lazarett, der im abfahrenden Zug, der ganz oben in den Zweigen des Kirschbaums?

Die Große Begegnung: ein Handeln unter Wiederholungs-
zwang.

Denn das ist der schlimme Verdacht, der mich in den vielleicht vierzig Stunden, die seit deinem Tod vergangen sind, ergriffen hat. Was, wenn man einander niemals loswürde, in diesem Leben nicht und nicht im nächsten? Wenn man Leben für Leben nacheinander suchen müsste: ein Mann und eine Frau, die einander für immer verfehlen, immer wieder die Chance vertun, Mal um Mal einander zu spät erkennen, wieder ist der Falke aus großer Höhe herabgestürzt, Krähen haben ihn getötet, und nun findet das Königskind keine Freude mehr, wieder hat die Hindin der Pfeil durchbohrt, das helle Fell ist blutverklebt, und nun, zu spät, erkennt der Jäger ihre wahre Gestalt –

Eine Frau kauert auf der Bettkante im Hospiz, und sie sehen einander an.

Vergib, vergib.

Noch einmal sehen sie einander an, obschon seine Augen ihr Gesicht nur noch momentelang festhalten können, und in diesen Momenten ist es ihr, als wollte er sich ihre Züge einprägen, sie sich merken für das nächste Mal.

Was sie mit Entsetzen erfüllt.

Sie möchte keinesfalls, dass es noch einmal von vorn losgeht. Sie möchte sich befreien, die Last abwerfen und sie zusammen mit ihm beerdigen, sie möchte sich und ihm gestatten, Hauptfiguren in einer anderen Geschichte zu werden als in dieser, ihrer eigenen. Sie ist entschlossen, sich und ihm die Freiheit zu schenken und endlich an der Geschichte weiterzuarbeiten, die zu schreiben ich mir vorgenommen hatte, bevor uns dieser Quatsch dazwischengekommen ist, dieser Todesfall, der im Übrigen angekündigt war, seit sechs Jahren immer wieder angekündigt und immer wieder verschoben, offenbar gab es Terminfindungsschwierigkeiten.

Offenbar konnte Gevatter Tod sich nicht dazu durchringen, beherzt zu Ende zu führen, was der Familienrichter vor

sechzehn Jahren angefangen hatte: die beiden zu scheiden, endlich den Strick zu durchschlagen, der sie aneinander fesselt.

Im Ernst? Ach komm.

Ja. Wohin?

Dorthin, wo der andere steht und ruft.

Bis zum nächsten Mal! Bis zum nächsten Mal –

Ich stehe am Teich. Der Teich ist winzig, eigentlich nur ein Tümpel, ein mit Folie ausgekleidetes Loch an der Stelle, wo vor ein paar Jahren der Wurzelstock des maroden Pflaumenbaums entfernt worden ist. Wahrscheinlich ist es der Teich, der die Ente angezogen hat. Der Hund sah sie zuerst. Er stand an der Glastür, hochbeinig, mit gesträubtem Widerrist, den Kopf schief gelegt, leise winselnd vor ungläubiger Begeisterung. In seiner Herkunftsregion, einer rauen Weltgegend, wo es selbst im Sommer nicht selten graupelt, gehört es zu seinen rassetypischen Aufgaben, nach geglücktem Schuss zügig das eisige Wasser anzunehmen, ohne sich jedoch unkontrolliert hineinzustürzen, und sodann ruhig, konzentriert und ohne unnötige Umwege das erlegte Tier seinem Herrn zu apportieren. Die Ente, die uns noch nicht gesehen hatte, watschelte zum Ufer und ließ sich auf der Oberfläche des Teichs nieder, vorsichtig, als wollte sie ihr Kleid nicht nass machen. Dann schwamm sie auf den Teich hinaus, der dadurch plötzlich bedeutend wirkte, geradezu wie ein See, mindestens wie ein Weiher, bewohnt von allerlei Getier, eine stille Welt, vieler Wesen und Pflanzen Heimstatt. Dann bellte der Hund.

Die ersten Flügelschläge, mit denen sich die Ente aus dem Wasser erhob, sahen mühsam aus, wie von Wasser schwer. Aber einmal in der Luft, einmal dem Zugriff entzogen, flog sie mit Leichtigkeit, und immer schneller und eleganter, je weiter sie sich von dem Teich und von uns entfernte.

Es kann unmöglich alles bleiben, wie es ist!

Das Gefühl ist stark, alles begleitend, es folgt mir durch den Tag und bis hinein in den Schlaf, und morgens weckt es mich, ein überanhängliches Haustier. Dabei, was will es von mir? Kusch, verschwinde. Ab in den Brunnen, garstiger Frosch. Du bist tot, Prinz und Amphibie. Du kannst nicht verlangen, dass ich über dich schreibe.

Das Problem ist, dass ich nicht über dich hinwegschreiten oder -schreiben und hin zu anderen Themen gelangen kann. Möglicherweise liegt das nicht einmal an dir, sondern an den Enten, also an mir, an diesem Text, den ich über die Enten zu schreiben begonnen habe.

Das Problem ist, dass ich nicht über dich schreiben kann, ohne über mich zu schreiben. Ich will aber nicht über mich schreiben. Diese Attitüden der Echtheit. Als wäre es möglich, vor einem Spiegel nicht zu posieren. Was immer man auf der Bühne trägt, wird Kostüm.

Wobei, vielleicht läge darin mein Schutz. Wenn eine Schauspielerin auf der Bühne eine unbedeckte Frau spielt, dann mag sie zwar nichts anhaben, aber das ist nicht dasselbe, als wäre sie nackt.



Dass du im Sterben lägest, hatte das Kind schon im Dezember behauptet. Fast hätte ich aufgelacht: Er stirbt? Ach was. Hat er sich endlich durchringen können? Es war kurz vor Weihnachten, also kurz nach ihrem und deinem gemeinsamen Geburtstag.

Also du siehst, Mama. Ich habe ihn angerufen, wie du gesagt hast. Er ist gar nicht mehr zu Hause. Er ist in einem Krankenhaus oder einem Heim, ich habe es nicht verstanden. Ich habe ihm gratuliert und gesagt, ich würde ihn vielleicht

bald besuchen, in den Semesterferien zum Beispiel. Und er: Wann sind die denn? Und ich: Im Februar. Und er: Da bin ich garantiert nicht mehr am Leben. Ich halte es hier nicht mehr lange aus.

Das habe ich ihm glatt abgenommen. Lieber tot als in einer Institution, die ihm höchstwahrscheinlich das Kiffen verweigert.

Mama. Er hat gesagt: Im Februar bin ich entweder von allein krepirt, oder ich habe mich umgebracht.

Und herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag auch noch, von deinem dich zärtlich liebenden Vater! Aber in diesem Punkt konnte ich sie beruhigen. Diesem Märchen hatte ich tausendundeine Nacht lang gelauscht.

Wenn du ... dann ... Ich bringe mich um. Wenn du mich ..., dann bring ich mich um. Wenn die mich, dann. Wenn man mich. Wenn. Wennwennwennwenn.

Und? Nichts als leere Versprechungen. Das Konditional wurde Fakt, die Bedingungen waren erfüllt, das Befürchtete trat ein, die Wirklichkeit ließ sich von ihm nicht erpressen, sondern forderte ihn heraus zu handeln, und er blieb am Leben. Ja, gut, einmal zog er sich ein Messer quer über den Arm. Einmal spielte er eine Nacht lang mit einer Heroinspritze herum. Einmal sprang er durch eine geschlossene Balkontür ins Freie, hechtete über die Brüstung und hing dann außen am Gitter im fünften Stock.

Ich lass los! Ich lass los!

Ich verließ das Zimmer und ging ins Bad. Jemand, denn wir waren nicht allein, wir spielten vor Publikum, rannte mir nach. Was tust du, wohin gehst du, du kannst doch nicht! Aber wir kannten einander besser, er und ich. Kaum war ich außer Sichtweite, war er schon nach drinnen geklettert, sprang zurück in die Wohnung, kam mir nach ins Bad, stellte einen Fuß in die Tür und zog mich wieder ins Zimmer.

Ich ließ mich auch ziehen. Lodernde Leidenschaft und so weiter. Wir haben die Geschichte später manchmal erzählt. Andere, die dabei waren, haben sie erzählt. Es ist eine Anekdote geworden: die Balkon-Geschichte. Hat er sich damals bei dem Sprung nicht böse verletzt? Die Tür war offenbar nur Einfachverglasung.

Ich sage mir: Ich war damals erst zwanzig. Ich sage: Wir gehörten einer anderen Generation an. Wir waren medientechnisch nicht so versiert wie die jungen Leute heutzutage, wir hatten nicht schon mit vierzehn Aufbau, Struktur und Motivik sämtlicher Genres verinnerlicht, wir waren nicht gewöhnt an die Ubiquität von Punch Lines, die Ironisierung aller gängigen Muster, wir waren keine souveränen Hin-und-Herschieber erzählerischer Versatzstücke, noch bevor wir selbst eine Geschichte erlebt hatten. Wir haben die Dramaturgie der Kitschfilme, in denen wir uns die Hauptrollen gaben, nicht durchschaut. Oder? Damals nicht. Ich nicht. Ich dachte nicht: Verunglücktes Remake. Natürlich, von heute aus gesehen ... Aber mit welchem Recht sich, nur weil man nicht mehr zwanzig ist, so arrogant über sein junges Selbst erheben?

In dem Haus, in dem ich zusammen mit meinem Mann lebe, telefonierte ich mit meinem noch nicht zwanzigjährigen Kind.

Was nun? Wenn es ihm so schlecht geht, willst du dann vielleicht besser schon Weihnachten zu ihm?

Was? Nein! Auf gar keinen Fall. Weihnachten komme ich heim, was denkst du denn. Weißt du was, Mama? Eigentlich will ich überhaupt nicht zu ihm. Ich muss ja, ich weiß. Aber eigentlich bin ich durch, mit ihm, mit allem, mit dem ganzen Thema.

Und wie wunderbar wäre das: für sie, vor allem für sie, aber auch für mich. Denn wenn sie mit ihm fertig wäre, wäre ich es ebenfalls.

Das habe ich gedacht, im Dezember vor seinem Tod. Ich habe gedacht: Wenn das Kind ihn und mich nicht mehr miteinander verklammert, dann bin ich frei, dann ist der Knoten durchschlagen. Dann kann er von mir aus sogar weiterleben: Auch wenn ich schon vier Jahre zuvor das Pulver gekauft hatte, mit dem ich ihn nach seinem Tod ausräuchern wollte.

Ich hatte alles geplant und bereitgestellt. Sobald er gestorben sein würde, noch am selben Tag, würde ich das duftende Pulver auf das kleine Sieb kippen, das Stückchen Holzkohle entzünden und sodann mit dem schwelenden, rauchenden Zeug durch mein Haus gehen, das Haus, in dem ich mit meinem Mann wohne, durch den Garten würde ich gehen, durch das Häuschen hinten im Garten, in dem du eine Weile bei uns gelebt hast, bei mir und meinem Mann und dem Kind, ich würde durch das Gartentor gehen und um das Grundstück herum, und dabei würde ich ununterbrochen Anrufungen der Götter murmeln und Beschwörungen der Schutzgeister und in mehreren Sprachen heilige Formeln intonieren, um ganz sicherzugehen, dass du wirklich fort wärest, dass du nicht zurückkommst und noch einmal mein Leben streifst, von zerstören will ich gar nicht reden, jede Berührung wäre zu viel, jeder Luftzug mit deinem Geruch. Ich wollte vollkommen sichergehen, dass ich dir nie wieder begegne, in dieser Welt nicht und nicht in der nächsten, in Asien, Amerika, Australien nicht und nicht an dem anderen Strand voll Korallengeröll, wo die Wellen über den Sand zischeln und der ewig mürrische Fährmann in seinem Kahn hockt. Keine karmische Verbindung sollte uns aneinanderketten. Niemals wieder solltest du dich erheben und mir entgegentreten, sondern du solltest süß schlafen in deiner Kammer, wie es den Toten versprochen ist, total bekifft solltest du dort liegen und aus-

ruhen von deinen Taten, was dir doch garantiert selbst als Seligkeit erscheinen würde: in einem endlosen THC-Traum zu leben, wo sich alles so fügen könnte, wie du es dir vorgestellt hast.

Das wünschte ich dir. Ich wünschte dir herzlich und aus voller Seele die Erlösung von allen Wiedergeburten, den prompten Eingang ins Nirvana und unsere Trennung über den Tod hinaus.

Und warum wünsche ich dann jetzt, ich könnte dich noch einmal sehen, noch einmal mit dir sprechen, jetzt, wo dein Tod uns einander wiedergegeben hat?

Denn so war es. Wir haben uns voneinander verabschiedet. Wir hatten diesen letzten Moment, diesen einzigen wirklichen Moment zu dritt, den wir je hatten, du und ich und unser erwachsenes Kind. Wir haben auf dem Rand deines Betts im Hospiz gesessen, das Kind rechts von dir, ich links. Wir haben einander an den Händen gehalten, und wir haben gesagt: Wir haben uns alle lieb. Wir haben gesagt: Es ist alles vergeben. Wir haben es wiederholt: einen Refrain, ein Gebet, eine Beschwörung.

Kein Groll

Kein Groll

Kein Groll

Und es war kein Groll. Dann hast du unsere Hände losgelassen und gesagt: Los jetzt!, mit erstaunlich starker Stimme und theatralisch bis zum letzten oder vorletzten Atemzug. Dann aber auch los jetzt!

Wir sind erschrocken aufgesprungen, das Kind und ich, beide zugleich, wir glaubten, du meintest uns. Wir glaubten, du wolltest uns loswerden, und so war es wohl auch, es sollte nach diesem Satz kein weiterer mehr kommen, aber vor allem meintest du dich, du wolltest los.

Dennoch gingen wir nun, wir gingen zuerst. Ich habe

meine Wange an deine gelegt. Du hast gesagt: Danke, dass ihr noch einmal gekommen seid. Dann stand das Kind auf dem Gang, weinend. Ich stand in der Tür, und ich weinte nicht. Ich sah dich an. Ich ging hinaus, rückwärts, du bist mir mit den Augen gefolgt. Ich hielt deinen Blick und du meinen, der Blick hielt, bis die Tür sich schloss, bis ich die Tür schloss, unvermeidlich und unfassbar, ich schloss sie über diesem letzten Blick, den wir auf dieser Welt gehabt haben, die Tür zerschnitt das Band dieses Blicks, der den anderen tilgte: den gallebitteren, dunkelvioletten Hassblick, den Verzweiflungs- und Entsetzensblick, mit dem du mich zuvorletzt angesehen hattest, hier in meinem Haus, in dem ich mit meinem Mann wohne, im Gartenhäuschen, in dem du eine Weile gelebt hast und in dem klar wurde, dass wir es wieder nicht geschafft hatten, auch diesmal nicht.

Und darüber hätte man nun reden müssen.

Über die vielen Male, über die vielen vergeblichen Versuche, miteinander gut zu sein, hätte man nun reden müssen. Und das hätte man nun doch gekonnt. Dieser allerletzte Blick hatte alles Böse getilgt, du warst mir wiedergegeben und ich dir, aber das ist es eben: Es war der allerletzte Blick und es ging von hier aus nicht weiter. Die Tür fiel ins Schloss, sie ließ sich nicht noch einmal öffnen. Ich kann den Raum nicht noch einmal betreten und konnte es auch nicht in den Tagen nach unserem letzten Besuch, als du noch lebstest, als du den Raum noch bewohntest. Denn das ist der Preis eines solchen Blicks, dass man nicht hinter ihn zurück und nicht um ihn herum und nicht durch ihn hindurch in irgendeine Zukunft gehen kann, selbst wenn alle Toten noch lebten auf dieser Welt. Deshalb konnte ich nicht noch einmal anrufen, und auch du hast mich nicht angerufen. Denn wenn du angerufen hättest, dann wäre es eben nicht dieser letzte Blick gewesen, und dann wäre nichts vergeben gewesen und der Groll wäre nicht getilgt gewesen und alles hätte von vorn angefangen: meine Worte,

deine Worte. Meine Worte und dein Schweigen. Meine Sticheleien und dein Geschrei, mein Glaube, mit dir reden zu müssen, und dein Unvermögen, ein Unvermögen so enorm, dass du damit beinahe noch meine zweite Ehe beschädigt hättest, meine Ehe mit einem anderen, und natürlich war ich damals sicher, dass du genau das wolltest, aber vielleicht war es nicht so.

Ich weiß, es war nicht so. Darum ging es dir nicht, aber worum ging es?

Ich bilde mir ein, ich hätte bei dir, durch dich, die Einsamkeit, Verzweiflung, Bedürftigkeit von Shakespeares Intriganten, nein, nicht begriffen, aber zum ersten Mal für möglich gehalten, diese durch nichts hinreichend motivierte, unbegreifliche Bösartigkeit.

Shakespeares Intriganten? Nu halt mal die Luft an.

Wie lange? Bis ich ersticke?

Ach Liebchen. Ach komm.

Ja. Wohin?

Dorthin, wo der andere steht und ruft, was ich geflüstert habe, als die Tür zu war.

Bis zum nächsten Mal!

Bis zum nächsten Mal –

Es ist sehr warm geworden. Die kleinen Fische im Teich beginnen zu springen. Die wachsenden Ringe, die sich dann über das Spiegelbild der Dinge ziehen, sind manchmal mehr, manchmal weniger ausgeprägt. Im vorderen Teil des Teichs, wo die Wasseroberfläche auf den ersten Blick dunkel ist, oliv, und beim zweiten Blick einfarbig hellgrau wie der bedeckte leuchtende Himmel, den das Wasser spiegelt, dehnen diese Ringe sich flach aus. Im hinteren Teil des Teichs aber brechen die wandernden Ringe die stille Spiegelung des blühenden Apfelbaums und der frischbelaubten Birken, brechen sie oder bündeln sie, winden sie zu kranzförmigen Mustern ähnlich

denen, die ein Kaleidoskop produziert, wahrscheinlich denselben Gesetzmäßigkeiten folgend, was weiß ich von Optik. Und diese Blütenkranz-Ringe wandern nun über das Spiegelbild des Apfelbaums und der Birken, das unter oder hinter den Ringen weiter zitternd stillhält, solange kein Wind im wirklichen Apfelbaum die Zweige bewegt.

Warum das beschreiben?

Warum überhaupt schreiben. Es ist Mai, der Sommer kommt. Wie wäre es, wenn man die Schreibung ganz ließe? Das geht doch auch, Millionen von Menschen beweisen es täglich. Ich wünschte, ich müsste diesen Text nicht schreiben.

Ich wünschte, du lebstest noch: aber nur, um dich mir weiterhin vom Hals zu halten, dich und meine Wut auf dich.

Nur deswegen wünschte ich dich lebendig: um dich wieder los zu sein. Denn dass die Welt an dir viel verliert, lässt sich beim besten Willen nicht erkennen. Fiskalische Aspekte wollen wir hier gar nicht berühren. Das könnte dir so passen, dass ich dir damit käme: niemals Leistung gebracht, aber auf Staatskosten einen schönen Lenz, nichts an Steuern gezahlt, aber die Hand aufgehoben, Hartz IV, Grundsicherung, die Medikamente, die teure Gerätemedizin, zu schweigen davon, was du jeden Tag im Knast gekostet hast. Mir doch egal! Was juckt mich das Staatsäckel? Aber hast du sonst etwas Erkennbares beigetragen? Hast du die Jugendmannschaft eines Fußballvereins trainiert, die Hunde alter Mitbürger Gassi geführt, im Kampf um die Erhaltung des Regenwalds mitgerungen, die Wertegemeinschaft des Abendlands verteidigt, die Welt durch einen unersetzlichen künstlerischen Beitrag bereichert? Hat dich jemand gebraucht? Hat dich jemand ganz doll liebgehabt? Reißt du ein Loch? Wem wirst du fehlen? Und komm mir jetzt nicht mit dem Kind.

Komm mir jetzt bloß nicht mit dem Kind. Das Kind hat dein Fehlen vorausgenommen, als du noch da warst, dafür